



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte

Pott, August Friedrich

Lemgo [u.a.], 1856

Herm. Köler über die Neger.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15667

und ist sogleich die Polizei dahinter her, sich wieder von dieser Landplage zu befreien. Eben hiedurch aber wird auch der Zigeuner, weil fast überall gemieden und ausgestoßen, der elendeste und verachtetste Auswürfling, nicht viel besser dran, und auch kaum besser, als der an die Scholle gefesselte Sklav.

Bei dieser so auffallenden Gleichheit, die sich trotz der Rassenverschiedenheit, zwischen dem Neger und Zigeuner aufbringen läßt, ist das Bedenken wohl nicht ungerechtfertigt, ob man es hier nicht weit mehr mit Charakterisirung einer niederen, von den begleitenden Umständen abhängigen Bildungsstufe zu thun habe, als eigentlich mit Feststellung von dem, was man aussindig zu machen beabsichtigt, nämlich von einem Nationalcharakter. Mit Entschlüpfen des letzteren aus unseren Händen fielen aber auch viele Schlüsselfolgerungen fort, welche dem Charakter gölten und nicht den Umständen.

Der vielumhergekommene Arzt und Reisende Hermann Köler hat in seinem Buche: Einige Notizen über Bonny 1848 S. 153 — 166 ein äußerst verständiges Kapitel über die Sklaven. Die Zigeuner haben sich entschieden in minder civilisirten Ländern von je am behaglichsten gefühlt, wo noch der gemeine Mann nicht zu hoch über ihrer eigenen Bildung steht. Gleichwohl überraschte mich die Bemerkung, welche mir bei Köler S. 163 aufstieß: „Nirgends sieht man mehr heitere und zufriedene Physiognomien als unter den Sklaven der Tropen; eine Bemerkung, die sich mir aufdrängte, als ich in Pernambuco zum ersten Mal Sklaven sah. Uebrigens ist der Zustand der Sklaven auch nach der Nationalität der Herren sehr verschieden, und traurig ist es zu bemerken, daß im Allgemeinen ihr Loos unter den weniger [!] civilisirten Nationen am wenigsten hart ist.*) Von Amerikanern und Franzosen werden sie im Durchschnitt weit schlechter behandelt als in den spanischen und portugiesischen Ländern, wie dafür der Negeraufstand in Hayti z. B. recht

Albanesische Studien II. 163 verzeichnete Gegische Volksräthsel eine grauenvolle Ahnung. Man fragt nämlich, was „die Eingeweide des Zigeuners aufgehängt“ seien, und meint damit die vom Rauch geschwärzte Kesselfette, so daß zum Theil wohl die Farbe das Vergleichsdritte ausmacht.

*) Hängt damit auch etwa eine analoge Erscheinung bei den Indianern zusammen? Vgl. Pees in Prus. Museum 1855 S. 250: „Man hat sich oft gewundert, daß der Indianer in Nordamerika vergeht, in Südamerika sich erholt, und hat dies in der geheimnißvollen Phrase ausgesprochen: „Er zerfließe von der Berührung mit der Cultur.“ Nichts ist einfacher. Während sich der südliche Indianer von einem Pflanzbaum (?) ernährt, bedarf der nördliche ein ausgedehntes Jagdrevier, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Wird ihm dies durch die europäischen Ansiedler beschränkt, so weicht er immer weiter in die Wildnisse des Westens zurück, bis kein weiteres Zurückgehen mehr möglich ist. Dann wird auch so ziemlich der jüngste Tag des nordamerikanischen Indianerjägers gekommen sein.“

auffallende Beweise geliefert hat. Während nämlich in dem westlichen französischen Theil der Insel, der jetzt die Negerrepublik Hayti bildet, das Massacre der Herren ganz allgemein war, wurden in dem östlichen, vorzugsweis von Spaniern bewohnten Theile, der jetzigen Republik von St. Domingo, viele spanische Familien von ihren eigenen Sklaven verschont und gerettet, weil sie milde Herren gewesen waren; und als der Aufstand vorüber war, fuhren die Schwarzen fort, wenn nicht als Sklaven, doch als Diener für jene Familien zu arbeiten, die bis zum heutigen Tage noch daselbst anfassig sind. In jenen Ländern ist selbst der Name „Sklave“ nicht üblich, und man nennt sie bloß *criados*, d. h. *Domestiken*.“ Hat man noch fernerhin Muth zu der Behauptung, der Schwarze sei unter keinerlei Umständen der Tugend der Dankbarkeit fähig? Sie haben unter recht auffälligen Umständen die Probe bestanden und dem Weißen eine Lehre gegeben, die er nicht ungenutzt sollte zu Boden fallen lassen. Es ist diese, daß, wenn die sog. Civilisation darin besteht, die zwischen den Menschen ohnehin bestehenden Ungleichheiten durch schrofferes Abschließen der höheren Stände gegen die niederen, als es wohl sonst der Fall war, zu immer tieferen Klüften zu erweitern, davon für die höhere Gesellschaft die selbstverschuldete Folge sein wird, der unter ihr stehenden und für so verächtlich gehaltenen Mehrzahl über kurz oder lang zu erliegen. Merkwürdig genug übrigens der schneidende Unterschied zwischen der eingewanderten weißen Bevölkerung in Nord- und in Südamerika sowohl in politischer als in gesellschaftlicher Rücksicht. Die beiderlei Einwanderer sind doch weißen Stammes; aber freilich, außer der Religion, ist auch nationale Verschiedenheit dabei mit im Spiele. Im Süden hauptsächlich katholische Romanen; im Norden außer den Franzosen, zumeist die viel ruhigeren und lebenskräftigeren protestantischen Germanen. Wie unendlich wichtig dieser Unterschied, auch noch zusammengenommen mit dem Unterschiede, wo es nur Freie oder neben den Freien farbige Sklaven giebt, für Amerika's künftige Geschieke und Geschichte!

Wöler deckt mit einleuchtenden Gründen auf, wie Englands Edelmuth in der Sklaven-Angelegenheit eine ziemlich zweideutige Sache ist. Es hat damit nämlich folgende Bewandniß. „England, ursprünglich vielleicht durch philanthropisches Gefühl getrieben (falls sich überhaupt annehmen läßt, daß eine solche Nation einen derartigen Schritt ohne Hoffnung eines reellen Nutzens thun sollte), emancipirte die Sklaven in seinen westindischen Colonieen, und hat jetzt längst die traurigen Folgen davon in dem Ruin derselben und in dem Sinken großer Plantagen zu einem Minimum des früheren Werthes und Ertrages gesehn. Jetzt zwingt es Andere, denselben Schritt zu thun, den es selbst, wenn möglich, gerne zurückthäte, da die Lage seiner Colonieen im Verhältniß besser werden wird, als

die der umliegenden Inseln gleichfalls anfangen muß, sich zu verschlechtern. Seine jetzigen Anstrengungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels sind bloß Nothwehr zum Schutz des eignen Interesse. Es hat nun versucht, in Westindien, Berbice, Demerara und Mauritius die Neger durch Ostindische Hill-Coolies zu ersetzen; diese aber stehen an Kraft und Ausdauer den afrikanischen Schwarzen unendlich nach. Daher hilft man sich, indem man Neger, die auf Sklavenschiffen genommen wurden, als freie Arbeiter nach Amerika bringt, oder selbst von Afrika aus freie gemietete Leute hinüberschifft. Freilich wollen Andere behaupten, die alte Sache habe dadurch nur einen neuen Namen bekommen, und es sei dieß einer von vielen Beweisen, daß in Albions Nebel *hypocrisy* so gut wie Mensch und Thier gedeihe. Aber trotz der großen Menge von Kreuzern, die England (jetzt auch im Verein mit einigen französischen und ein paar nordamerikanischen Kriegsschiffen) theils an den Küsten von Amerika, theils in der Nähe der besuchteren Sklavenmärkte Westindiens und Brasiliens stationirt hat, wird und kann ihm die Unterdrückung des Sklavenhandels nicht gelingen, und das sicherste Resultat ist nur, daß es dadurch die Fahrt über das Meer für die Schwarzen um so grausamer und schrecklicher macht. Das Bedürfniß nach Arbeitern wird in jenen Ländern so lebhaft empfunden, und ihre Einfuhr ist so außerordentlich gewinnreich, daß kein Risiko von dem Versuche zurückschrecken kann.“ — Außerdem macht Köler, und zwar auf Grund vielseitigen Selbstsehens, geltend: „Wer Gelegenheit hatte, die Sklaven in Westindien, in Süd- und Nordamerika zu beobachten, und dabei aus eigener Erfahrung ihre dortigen Verhältnisse mit dem Leben in Afrika selbst vergleichen kann, der gewinnt ganz andere Ansichten, als der Philanthrop, der *a priori* gegen Sklaverei räsonnirt, ohne die Verhältnisse der Schwarzen in Afrika, in den Colonieen und im freigelassenen Zustand zu kennen oder zu berücksichtigen.“ Weiter: „Ohne Sklaven würden die von der Natur am freigebigsten ausgestatteten Gegenden arm und öde sein; denn nie kann der Europäer oder Abkömmling desselben in den niederen Küstengegenden der Tropen mit anstrengender körperlicher Arbeit im Freien dem Klima trotzen. Er fällt ihm unfehlbar zum Opfer, und kann sich nur in so weit acclimatiren, um ohne Schaden für seine Gesundheit als Kaufmann hinter dem Schreibpult, oder als Handwerker in geschütztem Lokale zu arbeiten. Dieß ist eine so unumstößliche und von jedermann, der an Ort und Stelle hat beobachten können, für so unzweifelhaft richtig erkannte Behauptung, daß es nicht einmal nöthig ist, zu ihrer Bestätigung auf die traurigen Erfahrungen zu verweisen, die man an den von wahren Seelenverkäufern nach Guiana und Jamaika speiderten europäischen Emigranten gemacht hat u. s. w. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß trockne und in höherem Niveau ge-

legene Gegenden in tropischen Breiten dem weißen Arbeiter das Acclimatisiren erlauben; aber Sklaverei ist auch hauptsächlich nur für die Cultur der ungesunden Niederungen unentbehrlich.“ Ich lasse diesen Satz natürlich stehen; allein die einschränkende Frage möchte ich mir doch gestatten, ob denn der schwarze Arbeiter in dortiger Gegend nothwendig müsse ein Sklav sein? Das ließe sich doch wohl nur dann behaupten, wenn der Schwarze freiwillig zu ernstlicher Arbeit sich nie verstände, was freilich überaus glaublich ist, wo es mehr im Interesse des Weißen, als im eignen, geschehen soll. Dann aber noch Folgendes: „Sklaverei ist kein durch die Bedürfnisse der Weißen den Afrikanern aufgebürdetes Institut; es ist national und bleibt darum auch nach Abschaffung der Sklaverei in amerikanischen Colonieen in voller Kraft in seiner afrikanischen Heimath bestehen.“ Dies Wort unterliegt mancherlei Zweifeln. Abgesehen davon, daß die Sklaverei im unaufgeklärten Afrika den Menschenhandel durch Weiße nicht entfernt entschuldigte, gewinnt auch nach dem obigen Citat aus Eichhorn die Sache dadurch eine andere Gestalt, daß doch der Weiße es war, welcher das, und wäre nicht auch erst zu untersuchen, in welchem Umfange? vorher in Afrika heimische Uebel durch Sklavenausfuhr unendlich steigerte. Mit der Nachfrage an den Küsten mußte auch tief im Innern des Landes der Trieb und das Bedürfniß wachsen, Menschen in die Sklaverei zu schleppen, um dem Begehr auf den Sklavenmärkten dort genügen zu können. „Freigeborne giebt es nur wenige unter den Bewohnern von Bonny; die große Mehrzahl sind Sklaven, und daher kann es nicht befremden, wenn in ihrer Sprache Mensch, Mann und Sklave durch ein und dasselbe Wort, *ápo*, bezeichnet wird. Wie an der Kru-Küste der Freie durch einen schwarzen Strich, der auf den Nasenrücken gemalt ist, [also gewissermaßen durch ein Wappen] ausgezeichnet wird, so ist dagegen hier der Sklave durch ein äußeres Abzeichen kenntlich gemacht, indem er beschnitten ist. Vermuthlich ist diese Sitte von den weiter nordwärts wohnenden Stämmen muhammedanischen Glaubens entlehnt. Bonny war früher der Haupt-Sklavenmarkt, und große *barracoons*, in denen die aus dem Innern neu-angekommenen gefangen gehalten wurden, standen in dem Dickicht seiner Umgebung. Jetzt kann nur noch verstohlener Weise eine Ladung an Bord eines *slaver* geschmuggelt werden, und die Einschiffung erfolgt in entlegenen versteckten Creeks, da die Menge der stets bei Bonny geankerten Handelsschiffe und die Zugänglichkeit des Flusses für die Kreuzer möglichen Verrath und Ueberrumpelung befürchten lassen. Die größeren Händler haben aber für ihren eigenen Hausstand eine große Menge von Sklaven nöthig, und einzelne viele hunderte derselben, deren Unterhaltung verhältnißmäßig kostspielig ist, weil alle Lebensmittel aus Andonny, aus dem Ibo- oder aus dem Braß-Lande

angekauft werden müssen. Die bedeutende Anzahl von Kanoes, die der lebhafteste Handel erfordert, zwingt sie für deren Bemannung so viele Ruderer zu halten; und das ist eben auch die einzige Beschäftigung der Sklaven, da weder Landbau noch irgend eine Art von Kunstfleiß existirt. Ein Theil der Händler oder gentlemen, wie sie sich am liebsten nennen hören, sind selbst von Haus aus Sklaven, und haben sich mit ihrem allmäligen Verdienst von dem Herrn losgekauft. Ein erwachsener gesunder Sklave kostet in Bonny etwa 2 bis 3 Louisd'or; man pflegt aber gern die Kinder sehr jung, selbst noch als Säuglinge und dann mit ihrer Mutter, aus dem Innern anzukaufen, und kann für den Werth von 2 Dollars ein solches Sklavchen haben. Was es etwa schon von seiner Muttersprache gekannt hat, das verlernt es und wächst unter dem Stamm, an den es verkauft ist, als dessen Mitglied mit derselben Sprache und in denselben Sitten auf. Woher es ursprünglich stammt, weiß es selbst nicht; Brüder nennt es seine Mitsklaven, und seinen Herrn Vater. So bezeichnet auch das eine Wort *éda* beides, sowohl den Vater wie den Herrn, und auch der erwachsene Sklave spricht, wenn er in den Besitz eines andern übergeht, von einem andern Vater; und dem entsprechend nennt er sich im Bonny-Englisch nicht *slave*, sondern *boy*, Knabe, Sohn [vgl. Lat. *puer*], und *my father have plenty boy* heißt, mein Herr hat viele Sklaven. Denn auch in dem Verhältniß des Kindes zu seinem leiblichen Vater ist es bei Völkern, die dem Naturzustande nahe stehen, immer hauptsächlich nur das Gefühl der Abhängigkeit [?] auf der einen, der Macht auf der andern Seite, was in dem Familienleben hervortritt [vgl. *patria potestas* des Römers]. — Die Mehrzahl von denen, die als Sklaven eingeschifft werden, war schon in der Heimath im Zustande der Sklaverei, sei es von Geburt an, oder erst in Folge von Kriegen und Raubzügen. Ihr Leben steht dort immer der Willkühr despotischer Herren preisgegeben, und wird der augenblicklichen Laune ohne weiteres geopfert. Ich habe in Bezug darauf im vorigen einige Beispiele angeführt und auch die Opfer erwähnt; aber der kürzeste Aufenthalt genügt, um sich zu überzeugen, daß das Leben des Sklaven eben nur zum Werthe seines geringen Kaufpreises geachtet wird. In den Colonieen kann der Sklave auch grausame Herren haben; aber es giebt Gesetze die über dem Herrn stehen [aber vermuthlich dem Sklaven wenig nützen], und wenn nicht den Rücken doch das Leben des Sklaven schützen. [Letzteres schützt wahrscheinlich noch besser der Eigennutz.] Jeder Sklave bekommt sein Stückchen Land, was er zum eignen Vortheil bebaut, und an Nahrung läßt es der Herr nicht fehlen, da er sich selbst benachtheiligen würde, wenn er den Sklaven karg behandelte und nicht bei Kräften hielte. [Und die Alten, die Schwachen, die nicht mehr, oder wenig arbeiten können?] Auch die wenige Kleidung, die er

bedarf, erhält er, und außer diesen materiellen Bedürfnissen kennt er keine anderen. Sind sie befriedigt, so bleibt ihm nichts zu wünschen, und der Vortheil des Herrn bringt es mit sich, ihn nicht übermäßig anzustrengen. Er lebt in seiner eignen Familie, und überläßt die Sorge für sie und sich selbst dem Herrn [was freilich träger und indolenter Natur bequem ist]. In Bonny sieht man die Sklaven armer oder schlechter Herren sogar an Hunger leiden, abgemagert, und gierig allen möglichen Abfall aus der galley (Schiffs-Küche) verschlingen. Auch seiner Familie wird der aus Afrika entführte Sklave in der Regel nicht entrissen; denn er hatte schon dort keine Familie gehabt, und von allen Banden waren Familienbände gewiß die lockersten die er gekannt. Vielleicht war er als Säugling mit seiner Mutter aus dem fernen Innern geraubt, und als er ihrer Brust nicht mehr bedurfte, von ihr getrennt, das Kind an den einen Stamm, die Mutter einem andern verkauft, fern von der Küste, und nicht zum Zwecke der Ausfuhr über das Meer, sondern unter den eigenen Landsleuten; so daß er weder Heimath noch Eltern gekannt, und nur den jedesmaligen Herrn als Vater ansieht. Wie sehr aber diese unter ihnen selbst von Haus aus heimische Sklaverei die wirklichen Familienbände gelockert habe, davon sah ich ein charakteristisches Beispiel in einem kleinen Knaben, der Sklave des Bonnyhändlers Antonio war. Sein leiblicher Vater war von einem andern getödtet worden, der nun mit seiner verwitweten Mutter lebte. Da schleicht sich der etwa neunjährige Knabe eines Nachts an das Lager und ersticht den schlafenden Mörder seines Vaters. Die älteren Söhne aber, in Furcht für spätere Zeiten vor solcher Energie des jüngeren Bruders, verkaufen ihn dem Antonio, und so kam er nach Bonny. Für längere Zeit sah ich ihn nicht wieder, weil er mit seinem neuen Vater eine Handelsreise ins Braß-Land machte. Als er zurück kam, erfuhr man, daß der kleine Mogu seine leiblichen Brüder gesehen, wie sie gefesselt in einem Kanoë als Sklaven aus dem Innern herabgebracht wurden. Er selbst aber erzählte leuchtenden Auges mit froher Miene, wie er ihnen ein ákeh (ätsch!) gemacht, und ihnen höhrend zugerufen habe: „Ihr habt mich verkauft, jetzt seid ihr selbst verkauft!“ — Ich will hiegegen nur sagen: Bonny ist nicht Afrika, und schon das abweichende Beispiel der Kru-Neger, welche die Sklaverei von sich abzuwehren suchen, zeigt, daß man nicht zu früh an Verallgemeinerungen von Sätzen denken soll. Wenn ferner bei den aus Afrika abgehenden Sklaven schon vor ihrem Verkauf nach Amerika alle natürlichen Familienbände zerrissen sind, wie darf man sich da wundern, wenn sie im neuen Welttheile, nun auch noch aus dem heimathlichen Boden, der jedem Menschen, auch wenn es ihm darauf nicht zum besten geht, herausgerissen, ihren wahrlich doch auch eigensüchtigen Herren gegenüber eben so selbstischen Neigungen, wo im-

mer möglich, nachgeben. — Während der nordamerikanische Indianer mit stolzer Geringschätzung auf die „blassen Gesichter“ sieht, erkennt der afrikanische Schwarze unbedingt den Vorzug des Weißen an, und macht ihn mit Stolz darauf aufmerksam, daß es auch unter seinen Landsleuten Weiße giebt. *Him be all the same white man*, der ist ganz so wie ein Weißer, rühmt er lobend, indem er auf einen Kakerlaken weist, und vergißt über dem Vorzug der hellen Haut, daß jenem die Negerphysiognomie und das wollige Haar geblieben ist. Die Albinos, unter den Weißen so selten, sind weit häufiger unter den Negern im Niger-Delta; ihr wolliges Haar ist flachsfarben oder zimmtbraun, und ihre Haut weißröthlich wie bei einem stark sonnenverbrannten Europäer. Außerdem unterscheidet sie das zugedrehte blinzelnde Auge von dem schwarzen Neger, bei dem es meist groß und weitgeöffnet ist, und giebt ihnen ein unbeholfenes Aussehen. Trotzdem rudern sie unbeschützt wie andere beim hellsten Sonnenlicht. Manche giebt es auch die nicht am ganzen Körper, sondern nur stellenweis die helle Hautfarbe haben, fleckig und scheckig sind; dann pflegt indeß das Schwarze bei weitem vorzuherrschen. Auch in den Amerikanischen Ländern erkennen sie überall den Vorzug des Weißen an, und man kann sie beim Schimpfen einander ihre Schwärze vorwerfen hören, wenn doch keiner um eine Nuance heller ist als sein Gegner. Derjenige aber, der ein bißchen weißes Blut in seinen Adern hat, sieht mit Geringschätzung auf den, der von rein schwarzem Geblüte ist, und das hellere Kind einer Mischlings-Ehe dünkt sich besser als der dunklere Vater oder die schwärzere Mutter.“ Wer die Macht hat und sie den Unterworfenen fühlen lassen kann, verschafft sich dadurch allemal leicht Anerkennung seines Uebergewichts. Daß aber der Schwarze auf die weiße Farbe als einen Vorzug der Geburt etwas giebt: erklärt sich psychologisch eben so leicht, als wenn der Minderbegünstigte nach Umgange von Bevorzugteren strebt, und z. B. der Bürgerliche sich gern durch Beziehungen zu Adligen überbeglückt fühlt. Nun der Schluß Herrn Köler's: „Wenn man bedenkt, daß alle farbigen Nationen, die Hindostaner, Malaien, Mongolen, die Indianer Mexiko's und Südamerika's im Laufe der Zeiten einmal eine hohe Stufe der Bildung erreicht haben, daß nur die schwarze Rasse sich nie in sich selbst zu einem geistigeren Leben entwickelt und emporgeschwungen hat; so fällt es schwer, einen ungünstigen Schluß daraus für ihre Bestimmung von sich abzuweisen. Man fühlt sich geneigt anzunehmen, daß ihrer möglichen geistigen Entwicklung engere Grenzen von der Natur gesteckt seien als anderen farbigen Rassen oder gar dem Weißen. In einer solchen Ansicht wird man nur noch bestärkt, wenn man den Neger im freigelassenen Zustande als geduldetes Glied eines civilisirten Staates, oder im freien Zustande als Bürger eines Staates beobachtet.

[Grenzte nicht auch bei den römischen *libertini*, namentlich der Kaiserzeit, an das plötzliche Verlassen des Sklavenstandes die *libertinage*? Das nachfolgende Beispiel beweist daher zu wenig.] Die nördlichen Provinzen der Vereinigten Staaten und die Insel Hayti beweisen es, in welcher rohen Wildheit der Neger beharrt, wo er sein eigener Herr ist; wie er nur die Schattenseite eines civilisirten Lebens nachhäsft, nur die Laster dem Weißen ablernt, und wie er selbst unter den günstigsten Verhältnissen von Klima und Boden die Schöpfungen und Vorzüge des Weißen wohl für einen Augenblick annehmen, aber nicht zu erhalten im Stande ist. Die rühmliche Ausnahme einzelner Individuen stößt eine solche Behauptung nicht um; die Masse hat sich noch nirgends zu einem mehr als bloß physischen Sein erhoben und erstickt in ihrer Indolenz die Bestrebungen einzelner gebildeten Schwarzen.“

Hieran reihe sich der Dr. Bruner, welcher in Aegypten Neger zu beobachten Gelegenheit hatte, und seine Beobachtungen in einem Aufsatz: *Der Neger. Eine aphoristische Skizze aus der „Medicinischen Topographie von Cairo“* (Deutsch-morgentl. Ztschr. I. 129 — 136.) veröffentlichte. Außer mehreren anatomischen Angaben über den Körperbau des Schwarzen enthält der Aufsatz auch einige Bemerkungen über die psychischen Zustände dieser Menschenklasse, welche ebenfalls keine allzu große Hoffnungen von deren Bildungsfähigkeit erwecken. Mich hat, trotz aller der großen Verschiedenheit des Körpers, welchen, auch diesem Forscher zufolge, der Negertypus bei den verschiedenen Stämmen zeigt, dessen ungemeine Gleichförmigkeit der Temperamente ganz besonders in Verwunderung gesetzt. „Wenn es in Europa nicht schwer fällt, bemerkt Hr. Bruner, für jedes Temperament Repräsentanten unter allen Nationen, in allen Städten, ja oft unter den Gliedern Einer Familie zu finden, so ist dies nicht mehr der Fall bei den Negervölkern. Unter ihnen finden sich nur Analogieen für das choleriche und phlegmatische Temperament.“ Dazu ferner: „Der Ausdruck im Gesichte des Negers zeigt nicht jene Verschiedenheiten, welche die weißen Rassen auszeichnen. Ein dunkler Schleier deckt mehr oder weniger die Bewegungen der Psyche. Nur das Auge kann als Pathometer bei dieser Rasse dienen; die übrigen Gesichtstheile sprechen Apathie aus“. Ich wünschte zu wissen, ob bloß für unser Auge, oder auch für das schärfer blickende der Neger unter einander selbst. Scheinen uns doch auch leicht alle Negergesichter gleich, weil unser Blick zu wenig Übung hat für Auffassung des Unterschiedes in ihnen. Ich will übrigens nicht verschweigen: der Franzose Serres (*Esquiros und Weil: Jardin des Plantes* S. 320 fg.) bemerkt dasselbe: „Die Civilisation scheint zur Folge zu haben, daß sie die Capacität des Magens vermindert... Die amerikanischen Wilden zeigen eine ausnehmende Gefräßigkeit. Ueberhaupt finden wir bei diesen unter-